

1. Vorlesung

Begriffsklärung

Was ist eigentlich Trauer, was verstehen wir darunter? Zunächst einmal scheint es klar zu sein: Wir sind traurig, weil wir einen geliebten Menschen verloren haben, weil wir ein Ziel nicht erreichen konnten oder weil uns der Grund unseres Daseins abhanden gekommen ist. Trauer ist mit ganz bestimmten Gefühlslagen assoziiert, mit Weinen und dem seelischen Zustand der Verzweiflung. Trauer ist auch universal, sie ist allen Völkern als Zustand bekannt – nicht zuletzt bestätigen dies Untersuchungen, die vor Jahren von Klaus Scherer und Mitarbeitern² in Indonesien (Papua Neuguinea) durchgeführt wurden und die kulturrelativistische Auffassung widerlegt haben, dass die Interpretation von emotionalem Ausdruck rein kulturell überliefert ist. Lachen und Weinen stellen, wie die Ärgerreaktion auch, grundlegende und genetisch weitgehend festgelegte Kommunikationsmuster dar, wie sie nicht nur der Mensch kennt, sondern wie sie auch vielen sozialen Tieren zu eigen sind; dies stellte schon Darwin³ in seinem Buch „Expression of the Emotions in Man and Animal“ fest. Doch würde eine Abhandlung der Trauer zu kurz greifen, würde nur der Ausdruck von Trauer und Verlust beschrieben werden. Der Zustand der Trauer umfasst mehr. Er beschränkt sich nicht nur auf den Einzelnen, sondern umschreibt auch den Zustand ganzer sozialer Verbände und größerer Gemeinschaften. In Trauer zu sein bedeutet nicht nur und ausschließlich, dass wir uns in einem besonderen emotionalen Zustand befinden, sondern dieser Umstand zieht auch besondere Organisationsformen des sozialen Zusammenseins nach sich. In der Trauer um einen geliebten oder besonders wichtigen Vertreter eines sozialen Gemeinwesens versuchen sich die Mitglieder gegenseitig zu versichern, dass sie stark genug sind, das Leben ohne diese Person zu bewältigen. Auch geht es darum, dem verstorbenen Menschen die

2 Scherer & Wallbott, 1994

3 Darwin, 1872

entsprechende Ehre zu erweisen und ihm oder ihr – dem jeweiligen Status entsprechend – ein Denkmal zu setzen. Mit solchen Ritualen bemühen sich die Menschen, das kollektive Gedächtnis an die verstorbene Person zu erhalten und gleichzeitig ihr eigenes Leben nach dem verstorbenen Menschen auszurichten und an ihm zu messen. Dies geschieht in unterschiedlichen Kulturen auf ganz verschiedene Art und Weise. Kulturanthroposophen haben solche Rituale beschrieben;⁴ generell lässt sich kulturanthropologisch die Trauerreaktion in vier Rubriken einteilen: 1) die soziale Bedeutung des Todes; 2) die Beziehung zwischen der verstorbenen Person und den Überlebenden; 3) die Bedeutung der Art und Weise, wie es zum Tod gekommen ist und 4) die Beschaffenheit des sozialen Netzes, welches den Trauernden zur Verfügung steht. Es lässt sich nun zeigen, dass Trauerformen innerhalb dieser großen Rubriken sehr unterschiedlich ausfallen können und wir keinesfalls von denselben individuellen Erfahrungen sprechen können, wenn zum Beispiel ein Seemann in einem irischen Fischerdorf in der Blüte seiner Jahre sein nasses Grab findet oder wenn in den Bergen in Peru ein „cargo de las animas“ zu Ehren eines verstorbenen Elternteils stattfindet. In kleinen, fragilen Gesellschaften kann der Tod eines wichtigen Mitglieds eine Krise auslösen, weil das Überleben der Gruppe insgesamt bedroht ist; in stabilen und mächtigen Gemeinschaften sind es manchmal nur die emotional direkt Betroffenen, die durch den Verlust in eine persönliche Krise geraten. Es steht außer Frage, dass die Erfahrungen von Verlust mit zunehmendem Alter vertraut sind, und es sind nicht nur die endgültigen Verluste durch den Tod von Angehörigen und Freunden, sondern auch Trennungen und die manchmal notwendige Aufgabe von Lebenszielen, die diese Erfahrung prägen.

Wie kann es aber sein, dass eine universale Erfahrung des Menschen, die sogar ein eigenes emotionales Ausdrucksverhalten kennt, so unterschiedliche Rituale und Formen annimmt? Die Ureinwohner von Nevada, die Hopi, trauern offiziell drei Tage, verbrennen dann die Hinterlassenschaft der verstorbenen Person und nehmen in der Folge ihr Leben in der Gemeinschaft wieder auf; in Indonesien, bei den Batak, werden umgekehrt die Ahnen schon in hohem Alter geehrt und mit einem Fest von den Angehörigen verabschiedet. Dasselbe wiederholt sich, in verkleinertem Maßstab, wenn der Angehörige stirbt und ein Jahr danach nochmals eine Versammlung der Kerngemeinschaft stattfindet, um den Ahnen zu ehren. Es existieren Formen,

4 z. B. Platt & Persico, 1992

bei denen die Überlebenden mit den Ahnen koexistieren, sie um Rat und Hilfe fragen, und es gibt Kulturen, in welchen solche Ahnenkulte als morbide und unpassend empfunden werden. In sogenannten aufgeklärten, westlichen Kulturen existieren viele Trauerformen nebeneinander, und es lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, welcher Umgang „gesund“ oder eben „nicht normal“ ist. Nicht einmal die Dauer der Trauerreaktion unterliegt einheitlich einem Konsens; es gibt Hinweise dafür, dass diese individuell teilweise sehr viel länger dauert, als dies in weiten Teilen der Gesellschaft als „normal“ betrachtet wird.

Gefühlsäußerungen

Der Verlust einer geliebten Person (eines geliebten Objektes) wird emotional erlebt; das Weinen als typische Reaktion auf Verlust wurde empirisch als häufigste Reaktion gefunden⁵. Aber Weinen und Traurig-Sein ist bei weitem nicht die einzige emotionale Reaktion. Häufig sehen wir Angst, Ärger und Wut. Nicht selten ist jemand in Trauer gar nicht fähig, sich emotional auszudrücken oder Gefühle zu erleben: Die trauernde Person fühlt sich abgeschnitten von der Welt, hat keinen Zugang mehr zu sich selbst (oder anderen) oder ist emotional überschwemmt, so dass es zu keiner klaren Gefühlsäußerung kommt. Es gibt in unserer Gesellschaft geschlechtsspezifische Vorschriften, wie und wann Gefühle ausgedrückt werden können. Diese von Ekman⁶ als „display rules“ bezeichneten Regeln kommen in der Trauer besonders zur Geltung. Männer in der westlichen Gesellschaft dürfen ihre Gefühle nicht so stark ausdrücken wie Frauen, obwohl diese Regel in letzter Zeit eher wieder abgeschwächt wird; Gefühle können, wenn sie von Männern geäußert werden, besonders appellativ wirken, gerade weil sie selten öffentlich kundgetan werden⁷. Damit sind auch manipulative Strategien angesprochen. Gefühle werden reguliert, um bestimmte zwischenmenschliche Ziele zu erreichen. Diese manipulative Seite der Gefühlsregulation kommt im Werbeverhalten oder in Situationen vor, in denen andere getäuscht werden müssen, etwa beim Kartenspiel oder bei Geschäftsabschlüs-

5 Scherer & Tannenbaum, 1986

6 Ekman, z. B. 1994

7 Williams & Morris, 1996



Abb. 1: In der blauen Periode (1901–1905) verarbeitet Pablo Picasso seine Einsamkeit, zu der Zeit als er in Paris lebt. Sein Bild mit dem Namen „Femme aux bras croisés“ ist aus Richardson: A Life of Picasso, 1881–1906, Vol. 1, New York, 1991, S. 217, entnommen (© Succession Picasso/VG Bild-Kunst, Bonn 2011).

sen. Trauer kann – wie andere Gefühlszustände – vorgetäuscht bzw. vorgespielt werden, sei es um damit gegenüber anderen Mitgliedern der Gesellschaft eine besondere Rolle einzunehmen, sei es um besonders viel Unterstützung zu erhalten. Andererseits wird die Trauer oder vielleicht besser der Zustand der Melancholie als schöpferische Quelle betrachtet. Picasso beispielsweise war besessen von der Idee, dass Kunst aus Trauer und Verzweiflung entsteht, Traurigkeit in sich zu Meditation führt und die Trauer die Basis zum Leben darstellt.⁸ Abbildung 1 gibt ein Bild der „blauen Phase“ wieder.

Emotionale, kognitive und physiologische Reaktionen

Trauer wird als Schmerz erlebt

Um die Trauer zu verstehen, hilft es, diejenigen Menschen zu befragen, die akut unter den massivsten Verlusten leiden, die überhaupt

⁸ Richardson, 1991

vorstellbar sind. Ein eigenes Kind zu verlieren, ein Kind, das man herbeigesehnt hat, dessen allmähliche Menschwerdung man gespannt und mit Vorfreude verfolgt hat, dessen Geburt man erlitten und erduldet hat, mit dessen erstem Lachen man zum glücklichsten Menschen auf Erden wurde, dieses Kind zu verlieren durch Krankheit, Unfall oder gar durch einen Suizid ist wohl eines der schwersten Schicksale, die man überhaupt ertragen kann. Die Worte, die verwaiste Eltern finden, sind denn auch geprägt von einer tiefen Erschütterung. Einige dieser Aussagen sind hier festgehalten:

„Ein Teil in mir ist gestorben. Ich werde den Verlust das ganze Leben mit mir herumtragen.“;

„Für mich ist es, als hätte man mir ein Stück aus meinem Herzen herausgerissen.“;

„Andere (Bekannte) bekamen Kinder, und ich brachte es nicht einmal fertig, in einen Kinderwagen zu schauen.“;

„Es ist Wahnsinn.“;

„Ich habe viel weniger Vertrauen in die Menschheit.“;

„Ich bin enttäuscht von mir, habe Schuldgefühle.“;

„Erlebe vor allem Hass und keinen Glauben“;

„Ich war erleichtert, als A. starb. Ich habe gewusst, dass sie bei Gott in guten Händen ist.“;

„Trauer, Wut und Zorn auf mich, die Ärzte und alle Beteiligten, dass ihm nicht mehr geholfen werden kann – in der ersten Zeit fiel ich total aus dem gewohnten Rhythmus heraus – Erleichterung, dass seine Qualen, Schmerzen und Leiden ein Ende haben.“.

Diese Aussagen stammen aus einer Untersuchung, die ich vor einiger Zeit gemeinsam mit Studierenden durchgeführt habe. Die befragten Eltern waren auch Jahre nach dem Verlust noch tief geprägt von dieser Erfahrung; auf einzelne Ergebnisse der Untersuchung werde ich später zurückkommen, hier möchte ich aber auf diese Aussagen eingehen, weil sie erstens typisch sind und weil sie zweitens die Erfahrung der Trauer in ihrer Körperlichkeit erfahrbar machen. Ja, Trauer wird als Schmerz erlebt. Als eine seelisch-körperliche Traumatisierung, die nicht Halt macht beim Gefühl, sondern viel tiefer reicht, bis hin zum eigentlichen körperlichen Schmerz, der ähnlich erlebt wird wie eine massive Verletzung der körperlichen Integrität, wie eine Amputation eines Körperteils. Und ähnlich dem körperlichen Schmerz ist er Außenstehenden nicht vermittelbar, er äußert sich mitunter nicht einmal in klaren Anzeichen, sondern zieht einen mit seiner Wucht in den Bann, in eine eigene Wirklichkeit, die mit der Realität, wie sie einem sonst so bekannt vorkam, wenig gemein hat.

Der Schmerz ist mitunter nicht einmal mehr fassbar, er entzieht sich klärenden Begriffen und Konzepten; Trauer wird dann als „Wahnsinn“ erlebt, als Zustand außerhalb der gewohnten Ordnung. Isoliert von der übrigen Welt sieht sich der Trauernde mit einer Wirklichkeit konfrontiert, die er nicht kennt und instinktiv ablehnt, weil sie alpträumhaft erscheint, Dinge in ihrer Bedeutung verrückt und bisher fest Gedachtes, Geglaubtes als Tand von wenig Wert erscheinen lässt. Nicht selten kommt es zu einer Auflehnung gegen diese feindliche Wirklichkeit, zum Ablehnen dieser Erfahrung; damit verbunden ist die Hoffnung auf eine „Umkehr“ dieser Erfahrung, auf das Rückgängig-Machen der Zeit und die immer wiederkehrende Resignation und Verzweiflung bei der Vergegenwärtigung des Verlustes. Diese Grenzerfahrung lässt sich nicht mitteilen, schon aus Angst, für verrückt erklärt zu werden, oder aus der realen Erfahrung heraus, dass die Last der Trauer andere zurückweichen lässt. Große Trauer stigmatisiert und isoliert.

Kognitiv: Schuld und Sühne

Es lässt sich nicht leugnen, dass viele Trauernde nicht nur mit den eigenen Zuständen, Gefühlen und Schmerzen zu kämpfen haben, sondern auch mit ihren Gedanken. Inwieweit habe ich das Menschenmögliche getan, den Verlust zu verhindern? Inwieweit habe ich durch mein vielleicht amoralisches oder eigennütziges Verhalten dazu beigetragen, dass der geliebte Partner sich von mir getrennt hat; inwieweit trage ich Schuld an dem, was geschehen ist? Zu leicht nur versucht der „moderne“ Mensch, sich von dieser Schuld zu befreien. Der Trauernde aber weiß, dass er sich nicht davon befreien kann, so irrational ihm selbst seine Gedanken und Gefühle in lichten Momenten erscheinen mögen. Enttäuschung mit sich selbst, aber auch Wut und Zorn gegenüber denjenigen, die vielleicht ebenfalls Schuld am Tod, am Verlust tragen, lassen viele Trauernde an sich und an der Welt verzweifeln. Je tiefer der Schmerz und je tiefer die gefühlte Verantwortung gegenüber der verstorbenen Person empfunden wird, desto größer ist das Gefühl, versagt zu haben, nicht genug getan zu haben, nicht genug geliebt zu haben, nicht genug wert zu sein. Da kommt schon der Gedanke auf, den Verlust „sühnen“ zu müssen, sich selbst zu bestrafen oder mindestens fortan in der Welt Gutes zu tun, um zumindest ein bisschen etwas von der Schuld abzutragen. Vielleicht sind das typisch „westliche“ Kognitionen und Vorstellungen, geprägt vom christlich-judäischen Weltbild, das die meisten von uns immer

noch irgendwie in sich tragen, selbst wenn wir nicht explizit an diese Dinge glauben. Doch es kommt so oft vor und tritt an so vielen Stellen zutage, dass man nicht umhin kommt, diese Gedanken der Schuld mit der Erfahrung des endgültigen Verlustes zu verbinden. Die Rolle der Religionen muss an dieser Stelle erwähnt werden, wenn ich auch erst später darauf zurückkommen werde; nicht zuletzt stiften die großen Religionen mit ihren Erklärungen der Welt, die nicht mit dem Tod und seiner Erfahrung endet, einen Sinn genau dort, wo der Mensch seine absolute Sinnlosigkeit erfährt. Darauf, ob die Religion im Zusammenhang mit der Verlusterfahrung mehr nützt als schadet, gehe ich später ein.

An dieser Stelle möchte ich kurz die übergreifenden theoretischen Vorstellungen erläutern, auf die in der Literatur immer wieder Bezug genommen wird, allerdings oft, ohne explizit auf die theoretische Basis einzugehen.

Modelle der Trauer

Psychodynamische Modelle (Phasenmodelle)

Von Freud wurde als zentrale Aufgabe der Trauer die Ablösung der psychischen Energie von der verstorbenen Person postuliert. Freud schreibt⁹: „Trauer ist regelmässig die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw. Unter den nämlichen Einwirkungen zeigt sich bei manchen Personen, die wir darum unter den Verdacht einer krankhaften Disposition setzen, an Stelle der Trauer eine Melancholie.“ Weiter sagt Freud, dass Trauer kein krankhafter Zustand ist, dass aber der Zustand der Trauer nur deshalb als nicht pathologisch erscheint, weil „wir es so gut zu erklären wissen“. Trauerarbeit ist schmerzlich, weil die Realitätsprüfung zeigt, dass das geliebte Objekt nicht mehr existiert und deshalb die Aufforderung (an das Ich) besteht, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. Die klassische Auffassung der Trauerarbeit besteht aus drei Phasen: a) dem Realisieren und Akzeptieren des Verlustes und dem Bewältigen der mit dem Verlust verbundenen Umstände, b) dem eigentlichen Trauern, welches mit dem Auflösen der emotionalen Bin-

⁹ Freud, 1917, S. 197

derung verbunden ist, und c) der Wiederaufnahme des emotionalen Lebens, was oft mit dem Eingehen einer neuen, engen Beziehung verbunden ist.

Die (emotionale) Energie, die den Trauernden mit der verstorbenen Person verbindet, muss nach dieser Auffassung „abgezogen“ werden, damit sich das emotionale Erleben stabilisieren kann und die Rückkehr in das normale Leben gewährleistet ist. Der Verlust ist dann verarbeitet, wenn die emotionale Bindung zur verstorbenen Person aufgehört hat zu bestehen. Allein, das fällt nicht leicht, denn der Mensch verlässt nicht gern seine „Libidoposition“, so dass sich in der Folge eine Abwendung von der Realität und ein Festhalten am Objekt bedingt durch eine halluzinatorische Wunschpsychose ergibt. Die ursprüngliche psychodynamische Auffassung erklärt also einerseits, wie es zu einer Trauerreaktion kommt (Verlust des geliebten Objektes), wie die richtige Trauerarbeit geschieht und wie es zu krankhaften Entwicklungen kommt. Das Problem an dieser Theorie ist nicht, dass sie phänomenologisch falsch wäre; die zugrundegelegte Instanzen- theorie (Ich, Es, Überich) sowie die mangelnde empirische Evidenz von separat existierenden Phasen geben aber Anlass, die normativen Aussagen des Freud'schen Trauermodells zu hinterfragen. Ein weiteres Beispiel ist das Fünf-Stufen Modell nach Kübler-Ross¹⁰. Es postuliert fünf identifizierbare Stufen, die nicht unbedingt sequenziell, aber notwendig auftreten: 1) Verleugnung und Isolation – der Verlust wird verleugnet, nicht wahrgenommen, die Betroffenen ziehen sich zurück; 2) Ärger über das Schicksal, über sich selbst, über die verstorbene Person; 3) Verhandlungsphase – Trauernde versuchen, das Schicksal mit besonderem Verhalten gnädig zu stimmen bzw. den Verlust ungeschehen zu machen; 4) Depression – Verlust des Interesses, der Motivation, der Gefühle; 5) Akzeptanz des Geschehenen und damit Abschluss der Trauer.

Zweifellos erleben viele Trauernde Zustände, die solchen Phasen entsprechen. Die größte Schwäche der (psychodynamischen) Phasentheorien ist aber, dass sie Normen setzen und damit neben den Trauernden auch potenziell Helfenden falsche Vorstellungen über den Verlauf suggerieren. Darauf ist im Kapitel Mythen der Trauer zurückzukommen.

¹⁰ Kübler-Ross, 1969

Bindungstheorie

Die Bindungstheorie übernimmt im Wesentlichen die psychodynamischen Ansichten, erweitert sie jedoch um einen entscheidenden Aspekt, indem die Trauerreaktion als universales Produkt einer biologisch determinierten Bindung betrachtet wird, welche nicht nur für Menschen Gültigkeit hat. Die Bindungstheorie beschreibt das Bedürfnis des Menschen, eine enge und von intensiven Gefühlen geprägte Beziehung zu Mitmenschen einzugehen. Ihr Gegenstand ist der Aufbau und die Veränderung enger Beziehungen im Laufe des Lebens. Sie geht vom Modell der Bindung der frühen Mutter-Kind-Beziehung aus. Kleinkinder sind in ihrem Verhalten mutiger, wenn sie sicher gebunden sind; d. h., wenn die Mutter (oder eine andere Bindungsfigur) dem Kind die emotionale Sicherheit vermittelt, dass sie nicht weggeht und immer da ist, wenn das Kind sie braucht. Unsicher gebundene Kinder haben diese Sicherheit nicht und verhalten sich ängstlicher und gegenüber der Bindungsfigur auch aggressiver im Vergleich zu sicher gebundenen. Der Begründer der Bindungstheorie John Bowlby orientierte sich zum einen an der psychodynamischen „Objekttheorie“, zum anderen war er bestrebt, diese wissenschaftlich zu begründen. Neben der wichtigen Beziehungsanalyse beschäftigte er sich auch mit der Frage, was passiert, wenn Menschen Bindungen aufgeben müssen, also mit der Trauer¹¹. Bowlby war einer der ersten Forscher, welche das Bindungsverhalten als universale Eigenschaft sozialer Tiere erforschten. Es liegen Befunde vor, welche Trauerverhalten bei Primaten belegen. So hat man bei Rhesus-Affen feststellen können, dass wichtige Neurotransmitter wie Katecholamine durch einen Verlust beeinflusst werden. In der Natur beobachtete Primatenkinder waren nach dem Tod ihrer Mutter emotional und motivational extrem beeinträchtigt, und teilweise verstarben sie in der Folge. Der Verlust enger Bindungen stellt eine Gefährdung nicht nur der psychischen, sondern auch der physischen Gesundheit dar.

Biologische Perspektive

Wie bereits erwähnt, kann die Trauer als eine spezifische Reaktion auf einen emotionalen Verlust gesehen werden. Die Richtigkeit dieser Annahme wird ebenfalls durch Befunde aus der Primatenforschung gestützt. Soziale Wesen – wie es die Menschen sind – reagieren auf

¹¹ Bowlby, 1980

den Verlust eines nahestehenden anderen Wesens mit einer Trauerreaktion, welche universell und gleichzeitig kulturell überformt ist. Dies spricht für eine biologische Anlage der Trauerreaktion.¹² Die Trauerreaktion löst bei vielen sozialen Tieren (unter anderem beim Menschen) biologische Prozesse aus, die das Überleben gefährden. Beispiele dafür sind eine Schwächung des Immunsystems, vermehrte Ausschüttung von Stresshormonen (Corticosteroiden) und eine Verringerung der Samenproduktion beim männlichen Tier. Oft beobachtet werden auch Appetitverlust, Schlafstörungen, sozialer Rückzug und sogar absichtliche Selbstverletzungen. Aus einer evolutionären Perspektive sind diese Reaktionen wenig sinnvoll, weil sie das Überleben einer Spezies gefährden. Weshalb aber sind solche Verhaltensweisen nicht eliminiert worden? Es wird argumentiert, dass diese Reaktionen die Kosten für die Fähigkeit sozialer Tiere sind, enge Bindungen einzugehen, und es die Funktion der Trauer ist, soziale Bindungen auch dann aufrechtzuerhalten, wenn der Bindungspartner über längere Zeit abwesend ist. Dieser biologische Mechanismus erlaubt es, stabile Repräsentationen über wichtige Aspekte der Außenwelt zu behalten. Viele Tiere sind aber außerhalb sozialer Verbände nicht allein überlebensfähig – sie brauchen den sozialen Verband, die Familie oder die Sippe, um zu überleben. Trauer wird unter der biologischen Perspektive folgerichtig als „Nebenwirkung“ einer höchst adaptiven Eigenschaft gesehen, die es erlaubt, soziale Verbände aufrechtzuerhalten, auch wenn der Verband zeitlich und räumlich getrennt wird.

Aus diesen Überlegungen lässt sich schließen, dass die Stärke der Trauerreaktion in direkter Beziehung zum Verhältnis zur verstorbenen Person stehen muss. Tatsächlich bestimmt weniger die Todesart (Plötzlichkeit des Verlustes, traumatisierende Umstände), sondern die Beziehung zur verstorbenen Person die Trauerreaktion¹³. Dabei spielen biologische Gründe, insbesondere die Nachkommenschaft, die Weitergabe des Genpools, eine herausragende Rolle. Aus diesem Grund sind Partnerverluste oder die Verluste eigener Kinder besonders stark stressauslösend. Es finden sich Hinweise für eine direkte Relation zwischen der Schwere der Trauerreaktion beim Verlust eines Kindes und dem Wert der Reproduktivität, nicht aber für das Alter des Kindes.¹⁴ Der Wert der Reproduktivität ergibt sich daraus, wie leicht oder schwer es ist, den Nachkommen oder den Sexualpartner

12 McKinney, 1986

13 Cleiren, Diekstra, Kerhof & van der Wal, 1994

14 Archer, 2001